

■ FORSCHEN ZWISCHEN LEERSTELLEN UND NEGATIVRÄUMEN. SCHWIERIGKEITEN UND UNMÖGLICHKEITEN VON OPEN SCIENCE BEI ETHNOGRAPHISCHEM UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHEM FORSCHEN. EIN ERFAHRUNGSBERICHT

von Igor Eberhard

Zusammenfassung: Ethnographische Forschung benötigt einen umsichtigen, respektvollen Umgang mit Forschungsdaten, den Forschenden sowie den Beforschten. Open Science kann hierbei an seine Grenzen stoßen. Aktuelle Beispiele aus der kultur- und sozialanthropologischen Forschung zeigen diese Schwierigkeiten und Herausforderungen auf.

Schlagerwörter: Open Science; Grenzen; kultur- und sozialanthropologische Forschung; Medizingeschichte; Medizinanthropologie; Forschungsdatenmanagement

SCIENCE BETWEEN GAPS AND NEGATIVE SPACE. A REPORT ON THE IMPOSSIBILITY AND IMPRACTICABILITY OF OPEN SCIENCE FOR ETHNOGRAPHIC AND SOCIOLOGICAL RESEARCH

Abstract: From an ideal perspective, doing ethnographic research builds on an ethical handling of research data as well as a respectful relationship between researchers and their interlocutors. However, it is in this context that Open Science has its limitations. Current examples taken from anthropological research highlight the difficulties and challenges of Open Science.

Keywords: Open Science; limits; cultural- and social-anthropological research; History of Medicine; Medical Anthropology; research data management

DOI: <https://doi.org/10.31263/voebm.v72i2.3053>

© Igor Eberhard



Dieses Werk ist lizenziert unter einer
Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International

Open Science ist ein hehres Ziel. In der Kultur- und Sozialanthropologie jedoch stößt der Gedanke, nicht nur Publikationen, sondern auch wissenschaftliche Materialien und Forschungsdaten könnten frei verfügbar sein, immer wieder an seine Grenzen (vgl. Imeri 2018). Das hat mit den Spezifika ethnographischer Methoden, aber auch mit forschungsethischen Standards der Kultur- und Sozialanthropologie zu tun. In diesem Text möchte ich von meinen Forschungserfahrungen berichten und zeigen, welche Probleme in der Forschung selbst, vor allem aber mit Blick auf die Archivierung und Nachnutzung von Forschungsdaten entstehen können.

Als klassische Methode der ethnographischen Forschung gilt noch immer die längere, stationäre Feldforschung bzw. die teilnehmende Beobachtung. Dort werden Daten erhoben, qualitative Interviews geführt und Feldtagebücher sowie Skizzen angefertigt. Anschließend werden diese Daten ausgewertet und analysiert sowie mit kultur- und sozialanthropologischen Theorien in Verbindung gebracht. Im besten Fall erreicht man mit diesen unterschiedlichen Methoden eine „dichte Beschreibung“ die emische und etische Perspektiven verbindet und einen genauen Blick auf eine andere Kultur, Szene oder Gruppe liefert (vgl. Geertz 2011). Bei diesen Formen der Datenerhebung entwickelt sich ein enger Kontakt zu den Beforschten. Man nimmt teil und Anteil. Das bedeutet: Die Person des Forschenden tritt in ein Naheverhältnis zu den Beforschten ein. Das verlangt auch die Auseinandersetzung und Reflexion mit den eigenen Emotionen im Feld sowie gegenüber den Beforschten. Durch die häufig beforschten kleinzähligen Gruppen entstehen Daten, die interpretiert und analysiert werden müssen. Durch die Gruppengrößen, den Forschungskontext, aber auch durch die oft heterogenen Forschungsthemen entstehen häufig sensible Daten. Diese Daten wiederum benötigen ihren jeweiligen Kontext und sind ohne diesen schwieriger bzw. nicht vollständig nachvollziehbar. All diese Faktoren erfordern besondere rechtliche und ethische Umsicht im Umgang mit diesen Daten.

Auch bei meinen eigenen Forschungen ist dies ähnlich. In den hier beschriebenen Fällen habe ich keine stationäre Feldforschung durchgeführt, sondern mit und über Sammlungen und Sammlungsobjekte geforscht. Für meine Diplomarbeit (Eberhard 2003) habe ich eine ethnographische Sammlung erfasst, analysiert und ausgewertet. Dafür habe ich neben der Inventarisierung und Erschließung der Sammlung auch qualitativ gearbeitet und zusätzlich verschiedene Interviews mit ExpertInnen und Nachkommen des beforschten Sammlers und Forschers durchgeführt. Als Ergebnis wurde nicht nur die Biographie eines vergessenen Sibirienforschers verfasst, sondern auch eine „dichte Beschreibung“ der ethnographischen For-

schungsgeschichte des russischen Fernen Ostens geliefert. Leider war einer meiner Hauptinformanten – E – nicht nur ein äußerst sympathischer, lebenswürdiger und hilfsbereiter Mensch, sondern auch ein ehemaliger illegaler österreichischer Nationalsozialist der ersten Stunde, Mitglied der SA, höherrangiger Gruppenführer der SS, V-Mann des Sicherheitsdienstes der SS, Arisierungsgewinner und und und. Möglicherweise war E zumindest indirekt auch an Kriegsverbrechen beteiligt, was sich aus seinen Erzählungen schließen lässt. Er distanzierte sich später vom Nationalsozialismus, traf jedoch gleichzeitig seine alten Kameraden. E bekannte sich zur Demokratie und auch zu Toleranz. Dennoch widersprach er sich selbst. Mit großer Begeisterung erklärte und führte er mir Nahkampftechniken vor und gab mir detaillierte Informationen über seine Tätigkeiten während des Zweiten Weltkrieges preis. Allerdings waren alle diese Informationen für mich nicht verwertbar: Die Bedingung dafür, dass E. überhaupt mit mir sprach, war die Zusicherung der absoluten Vertraulichkeit für die Interviews und für alle informellen Gespräche. Das ist in vieler Hinsicht bedauerlich, denn ich könnte mit meinem Material tatsächlich Lücken in der Forschungsgeschichte des Nationalsozialismus in Österreich schließen helfen und möglicherweise sogar ein Stück zur Klärung offener Restitutionsfragen beitragen.

Die einzigen Teile der Interviews, die ich verwenden durfte, betrafen die Stellen zum Kern meines Diplomarbeitsthemas. Immerhin hatte ich die Erlaubnis, mir Notizen anfertigen. Nur: Im Off widersprach er häufig seinen „offiziellen“ Aussagen – und das in einigen wichtigen Punkten. E ergänzte und korrigierte dann viel. Teilweise positionierte er sich auch diametral entgegengesetzt dazu.

Die Interviews verwendete ich entsprechend der Vereinbarung, wies aber in meiner Arbeit zumindest auf die Widersprüche hin. Wie können diese Interviews zur Verfügung gestellt und nachhaltig genutzt werden? Gar nicht. Sie sind ohne den widersprüchlichen Kontext in weiten Teilen nicht verwertbar. Ein Vertrauensbruch würde die Forschung auch aus ethischer Perspektive wertlos machen. Sperrfristen ändern diese Problematik nicht. Eine Anonymisierung der Interviews oder die Unkenntlichmachung eines Parts würde daran nichts ändern: E wäre identifizierbar. Die einzige Lösung ist, diese Interviews nicht zugänglich machen. Nur die das Diplomarbeitsthema betreffenden Stellen können verwendet werden. Damit bleiben Leerstellen, die nur benannt, aber nicht beschrieben werden können. Offenheit ist hier ebenso wenig möglich, wie die Langzeitarchivierung dieser Interviews, selbst wenn korrigierende Notizen bzw. erläuternde Informationen ergänzt würden. Es würde jedweden ethischen Anspruch an mich als Forscher zuwiderlaufen. Allerdings verhalte ich mich auch unethisch,

wenn ich vorhandene Informationen puncto Restitutionen oder möglichen illegalen Handlungen nicht weitergebe. Damit lasse ich potentielle Opfer wiederumein Stück weit in Stich. Mit einem Dilemma dieser Art bin ich nicht alleine. Es ist typisch für ethnographische Forschungen.

Bei einer meiner letzten Forschungen habe ich an der Grenze von Kultur- und Sozialanthropologie, Medizingeschichte, Wissenschaftsgeschichte und -theorie gearbeitet. Dafür habe ich verschiedene medizinische, medizinhistorische, pathologische sowie gerichtsmedizinische Sammlungen aus den letzten beiden Jahrhunderten untersucht (vgl. etwa Eberhard 2017). Mich hat interessiert, wie Zuschreibungen von Kriminalität und Devianz an Personen bzw. Personengruppen entstehen – und mit ihnen bestimmte Vorurteile und Klischees sowie soziale Stigmatisierungen, die an Körpern festgemacht werden (vgl. Eberhard 2019). Besonders haben mich Zuschreibungen interessiert, die über eine konkrete, strafrechtlich relevante Tat hinausgingen und die die Medikalisierung und Pathologisierung von an Körpern festgemachtem sozialem Verhalten zur Folge hatten. Um die gesellschaftlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Auswirkungen solcher Stereotypisierungen untersuchen zu können, waren neben historischen und medizingeschichtlichen Studien auch Einblicke in die zeitgenössische Kriminologie, Polizeiwissenschaft, in anthropologische und biologistische Vorstellungen (wie etwa der Phrenologie) und oft auch „Rassenkunde“ oder Eugenik notwendig. Ergänzt wurden die Forschungen unter anderem durch Interviews mit ExpertInnen aus unterschiedlichen Bereichen.

Zum Thema selbst bin ich über meine körperanthropologischen Forschungen zu Tätowierungen gestoßen. Mich hat erstaunt, dass immer wieder Tätowierte, Abbildungen oder Teile von ihnen in diesen Sammlungen „gelandet“ sind. Wie sich herausgestellt hat, waren Tätowierte von solchen Übernahmen ebenso häufig betroffen wie andere als auffällig kategorisierte Personengruppen. Tätowierte und ihre Körper wurden häufig zum Thema, wenn es darum ging, Wissen über Krankheit, Devianz oder Kriminalität herzustellen. In den pathologischen Sammlungen etwa wurden Kriminelle, Tätowierte, Deviante (oder Teile von ihnen) in verschiedener Form aufbewahrt – sofern es in irgendeiner Form einen Bezug zu (vermeintlichen) Krankheiten gab. Die Beschreibung der Präparate war meistens rudimentär. Oft ist lediglich „Diagnose: Tätowierung“ oder ähnliches verzeichnet. Sofern es Bezüge zu Krankendaten oder persönlichen Informationen gibt, müsste so oder so anonymisiert werden, da z. B. Krankheiten und ihr persönlicher Verlauf beschrieben, analysiert bzw. gesammelt wurde bzw. wird. Nicht der Mensch, sondern der Fall stand seinerzeit im Vordergrund. Deshalb sind viele Präparate bzw. Objekte schon anonymisiert und maximal

mit Fallakten verknüpft. Aus heutiger Sicht ergibt sich jedoch bei einem Teil dieser Präparate keine Krankheitsrelevanz. Sie sind auch oft gar nicht weiter erforscht, sondern einfach gesammelt worden. Als ein Ergebnis hat sich herausgestellt: Einerseits wurden Körper bzw. Teile von ihnen als Repräsentationen von sozial-konstruierten, am Körper festgemachten Krankheiten oder sozialem Fehlverhalten (wie Kriminalität, Devianz) gesammelt. Andererseits ist auch ein – zum Teil voyeuristisches – Interesse an Kuriositäten oder „Anormalem“ erkennbar.

Objekte in diesem eigentlichen Sinn zum „Sprechen“ zu bringen bedeutet, dass nicht nur die Diagnosen selbst, sondern auch die sozial konstruierten, teilweise nicht schriftlich fixierten Vorstellungen von Krankheiten bedeutsam sind. Das heißt: Das, was eigentlich nicht oder kaum beschrieben wurde, ist für mich über den „Fall“ hinaus relevant. Also zum Beispiel das Sammeln von Tattoo-Präparaten ohne Verbrechensbezug in einer gerichtsmedizinischen Sammlung oder das Sammeln von „verdächtigen“ Objekten scheinbar ohne jeden wissenschaftlichen Nutzen etc. Wie sich nach den Recherchen herausgestellt hat, dienten manche dieser Objekte einfach als Kuriosum, als Trophäe oder zur Verfestigung von Stigmatisierungen. Auch hier waren für mich die Zuschreibungen oft nicht auf den ersten Blick, sondern nur nach längeren Recherchen ersichtlich. Wichtige Hinweise geben hier die Sammelpraxis und die Kontexte des Sammelns. Als Ergänzung helfen ExpertInneninterviews, ein intensiver Vergleich mit anderen Praxen und das eingehende Studium weiterer historischer Quellen, um eine Verdichtung zu erzeugen. Ethische Vorsicht ist dringend geboten, da hier die Gefahr besteht, in die Persönlichkeitsrechte bzw. die Menschenwürde Verstorbener oder ihrer Angehörigen einzugreifen. Die Anonymisierung von Präparaten und Fällen ist grundlegend. Immerhin kann das Forschungsmaterial verwendet werden und könnte prinzipiell auch langzeitarchiviert werden. Die Schwierigkeit liegt hier besonders darin, dass wesentliche Annahmen nur indirekt erschließbar sind. Es ist eine Art Forschung im „Negativraum“. Aus dem „Negativ“ des Sichtbaren muss erst das „Positiv“ der inhärenten, Zuschreibungen, die die Diagnosen wesentlich mitgeprägt haben, erforscht und analysiert werden. Dieser Negativraum wird größer, wenn man mit gerichtsmedizinischem oder polizeihistorischem Material arbeitet. Im Falle der Forschung in den gerichtsmedizinischen Sammlungen sind die Restriktionen und die Vorsichtsmaßnahmen noch strenger: Hier sind Waffen, Objekte, Körper, Körperteile etc. aus historischen oder auch aktuellen Fällen aufbewahrt. Es handelt sich um Dinge, die direkt oder indirekt Anteil an Verbrechen bzw. polizeilichen Ermittlungen hatten. TäterInnen und Opfer begegnen sich hier mittelbar. Grausamkeit, Verzweiflung

oder auch Hoffnungslosigkeit sind in die Objekte vor Ort eingeschrieben. In einzelnen Fällen betrifft dies möglicherweise berühmte historische Kriminalfälle, in anderen kann es sich um Vergehen handeln, die möglicherweise noch juristisch relevant sind: Einige „Fälle“ im Rahmen meiner Arbeit waren zum Beispiel Opfer von nationalsozialistischen Verbrechen.

Gerade hier sind der Persönlichkeitsschutz und die Menschenwürde (auch nach dem Tod) zentral. Ethisch angemessenes Verhalten wird deshalb häufiger auch durch die Institutionen selbst mit Einverständniserklärungen für die Nutzung und Verwertung von Materialien und Daten eingefordert.

Die Objekte hatten oft eine Funktion über ihr eigentliches „Dingsein“ – und auch über das Verbrechen oder den Fall hinaus. Die gesammelten Körper(-teile) hatten eine tiefere Bedeutung: Sie sollten nicht nur zeigen, wie Kriminalität oder Devianz entsteht bzw. sich auswirkt oder am Körper festmachen lässt. Zum Teil hatten sie darüber hinaus den Charakter von Trophäen für den Sieg über den Verbrecher/die Verbrecherin. In einzelnen Fällen haben sie eine Art Appellcharakter: Sie repräsentieren je zeitgenössische biopolitische Normen und verweisen gleichzeitig auf die Konsequenzen der Abweichung. Bei der Lebendabformung des Gesichts des (fälschlich beschuldigten) Massenmörders L. etwa, der durch die Nationalsozialisten ermordet wurde, zeigt sich dies besonders deutlich.

Die Forschung fand in einem ethisch hochkomplexen und schwierigen Umfeld statt. In der Ergebnispräsentation dürfen Rückschlüsse auf Taten, TäterInnen oder Opfer nur unter ganz bestimmten Umständen möglich sein. Details können nur im Rahmen der Forschungsrelevanz dargestellt werden – und auch da nur mit äußerster Vorsicht. Bildmaterial und andere Daten können nur a) mit historischem Abstand, b) mit Genehmigung, c) in ethisch vertretbarem Rahmen unter größtmöglichem Schutz für alle Betroffenen und ggf. deren Nachfahren oder eventuell sogar d) überhaupt nicht publiziert bzw. langzeitarchiviert werden. Besondere Schwierigkeiten und Herausforderungen ergeben durch die Forschung im „Negativraum“. An den Objekten bzw. den Körpern, Fallakten etc. selbst waren wichtige Informationen auf den ersten Blick oft nicht direkt ersichtlich. Sie konnten nur ergänzt bzw. rückgeschlossen werden. Erst die Leerstellen oder eben der Negativraum ermöglichten, das „Positiv“ zu sehen und zu erforschen. Wie lässt sich ein solcher Prozess in einem Repositorium im Kontext von Open Science abbilden?

Open Science kann prinzipiell eine große Chance für eine sichtbarere, relevantere Wissenschaft sein. Wie in dem Artikel „Der Elefant im Raum. Ethnographisches Forschungsdatenmanagement als Herausforderung für

Repositorien“ von Wolfgang Kraus und mir beschrieben, benötigt gerade ethnographische Forschung besondere Umsicht und einen erhöhten, respektvollen und auch möglichst reziproken Umgang mit den Beforschten selbst, dann aber auch mit den Forschungsdaten (Eberhard, Kraus 2018). Die Beispiele aus meiner Forschungstätigkeit zeigen jedoch auch, dass Offenheit Grenzen haben kann und muss, eine Umsetzung nur in Ansätzen möglich ist. Es muss bei ethnographischer Forschung in jedem Einzelfall genau abgewogen werden, ob Daten langzeitarchiviert bzw. zugänglich gemacht werden können. Dazu gehört auch, dass die rechtlichen und ethischen Bedingungen geklärt sein müssen. Dies kann ein ausgefeiltes Rechte- und Zugangsmanagement, ein späteres Löschen, eine Nichtzurverfügungstellen sowie auch die vollständige Ablehnung einer Langzeitarchivierung bedeuten. Allenfalls die Ergebnisse der Forschung können und sollen in jedem Fall zugänglich gemacht bzw. publiziert werden. Die „Leerstellen“ müssen jedoch sichtbar bleiben. Und selbst da ist besondere Vorsicht und besondere Sensibilität geboten. Sonst entstehen ethische Dilemmata für die Forschenden und die Beforschten, wie beim Umgang mit den Daten des Informanten E. Das zweite Beispiel, das Forschen im „Negativraum“ mit den Körpern stigmatisierter Menschen, wiederum ist auf andere Weise problematisch. Das Beispiel verdeutlicht die Gefahr, dass die Beforschten zum zweiten Mal zu Opfern werden. Das wäre das schlechtest mögliche Ergebnis einer Forschung.

Mag. Dr. Igor Eberhard

ORCID: <https://orcid.org/0000-0002-5631-7109>

Universität Wien, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie/

Bibliotheks- und Archivwesen

E-Mail: igor.eberhard@univie.ac.at

Literatur

- Eberhard, Igor (2003): Friedrich Dörbeck – Vergessen in Wien und anderswo? Ein ethnohistorischer und biographiegeschichtlicher Beitrag zur Konstruktion der Ethnologie und Wissenschaftsgeschichte des Russischen Fernen Ostens. Diplomarbeit. Universität Wien.
- Eberhard, Igor (2017). Wie Tätowierte zu Kriminellen gemacht wurden. Der Kriminalisierungsdiskurs von Tätowierungen am Beispiel der Heidelberger Sammlung Schönfeld. *Curare. Zeitschrift für Medizinethnologie/Curare. Journal of Medical Anthropology* 40(4), 308–320.
- Eberhard, Igor (2019): Kriminelle Körper. Körper von Kriminellen in ausgewählten Wiener Sammlungen. Unveröffentlichter Projektbericht. Stadt Wien.
- Eberhard, Igor; Kraus, Wolfgang (2018): Der Elefant im Raum. Ethnographisches Forschungsdatenmanagement als Herausforderung für Repositorien. *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare* 71(1), 41–52. <https://doi.org/10.31263/voebm.v71i1.2018>
- Geertz, C. (2011). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme* (12. Aufl., ed., Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 696). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Imeri, Sabine (2018): Archivierung und Verantwortung. Zum Stand der Debatte über den Umgang mit Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern. In: *RatSWD Working Paper 267/2018*. Berlin, Rat für Sozial und Wirtschaftsdaten (RatSWD), 69–79. <https://doi.org/10.17620/02671.35>

- 1 Um mein Vertraulichkeitsversprechen nicht zu brechen, wird er nur anonymisiert angeführt.
- 2 Auf die Forschung kann ich im Rahmen dieses Artikels nicht eingehen. Vgl. jedoch etwa Eberhard 2019.
- 3 Insofern kann die Beschäftigung mit diesen Objekten die Chance bieten, diesen Menschen wieder Gesicht und Stimme zu bieten. Dies kann jedoch nur in einem klar definierten rechtlichen und ethischen Rahmen geschehen. Opfer, ihre Angehörigen und ihre Nachkommen dürfen keinen Schaden erleiden. Diese Möglichkeit der Individualisierung und Personalisierung ist erst in einem späteren, sehr sorgfältig durchdachten Schritt möglich. Zuerst muss das Objekt selbst analysiert und erschlossen werden. Respekt gegenüber den menschlichen „Objekt-Subjekt“ sollte bei allen Vorgehensweisen im Vordergrund stehen. Das kann auch bedeuten, die Anonymität beizubehalten.